

Vielleicht lag es auch daran, dass Evas Gebrüll alles überlagert hatte.

Unablässig hatte Ingrid sich bemüht, ihre Tochter zu beruhigen. Doch es schien, als hätte sich der Körper des kleinen Mädchens in den vergangenen Wochen zu sehr an das Schwanken des Schiffes gewöhnt. Kaum hatten sie den Landungssteg verlassen, hatte Eva sich lautstark bemerkbar gemacht. Auf der Fahrt vom Hafen zum Lager hatte sie sich zwar wieder beruhigt, kaum waren sie jedoch vom LKW gestiegen, hatte sie von Neuem angefangen zu brüllen. Erschöpft von der langen Zeit auf See sowie der Ungewissheit darüber, wo ihre Reise enden würde, hatte Ingrid sich nicht gewehrt, als Georg ihr mitteilte, dass sie mit Eva Aufnahme in der Sanitätsabteilung finden würde. Sie hatte nur genickt und war einer Frau in der Tracht des Roten Kreuzes in eine der Baracken gefolgt. Zu ihrer Erleichterung war Eva, nachdem sie von der Schwester mit warmem Wasser gewaschen und mit Haferbrei gefüttert worden war, eingeschlafen. In einem letzten Aufbäumen, bevor ihr selbst die Augen zufielen, hatte sie die Schwester in ihrem gebrochenen Deutsch nach Georg gefragt. Von der Antwort hatte sie nur ein Wort verstanden. Morgen.

Nun war morgen und Georg war nicht da. Und sie und Eva sollten ohne ihn weggebracht werden. Oder war es so, dass Georg sie womöglich an dem Ort, wohin der LKW sie und Eva bringen würde, erwartete?

»Mein Mann«, fragte sie den Mann neben sich, der dabei war, einer anderen Frau auf den LKW zu helfen. Doch dieser reagierte nicht.

Was sollte sie tun? Konnte sie es riskieren und mitfahren? Was wäre, wenn Georg nicht am Ziel dieser neuerlichen Reise auf sie und Eva wartete?

Die Entscheidung wurde Ingrid abgenommen, als ihr mit einem Mal Eva aus den Armen gerissen wurde. Sogleich machte das kleine Mädchen sich daran, seinen Unmut über diese grobe Tat lautstark kundzutun.

»Wie können Sie es wagen?«, schrie Ingrid den Mann an, der unbemerkt von ihr auf den Lastwagen geklettert war und nun Eva in den Armen hielt.

Er beachtete sie jedoch nicht, sondern reichte Eva an eine der Frauen weiter, die auf den Bänken an den Längsseiten des Wagens saßen. Dann streckte er die Hand nach Ingrid aus. Für einen Moment zögerte Ingrid, bevor sie schließlich die dargebotene Hand ergriff und sich auf den LKW ziehen ließ.

*

Hamburg-Rahlstedt, November 1945

Margarete Reimers kniff die Augen zusammen und las das Telegramm ein weiteres Mal durch, als könnte sich auf diese Weise dessen Inhalt ändern. Doch die Botschaft, die die wenigen Zeilen vermittelten, änderte sich nicht. Sie ließ das Papier sinken und sah ihren Mann an, der vor dem geöffneten Ofen hockte und in der schwachen Glut stocherte.

»Das geht nicht. Wir können hier niemanden aufnehmen«, teilte sie ihm mit, als wäre er derjenige, der das Telegramm geschickt hatte.

»Was sollen wir denn tun, Grete?«, entgegnete Heinrich Reimers, ohne sein Tun zu unterbrechen. »Georg ist unser Sohn und wir sind seine Eltern. Freust du dich denn nicht, dass er lebend nach Hause kommt? Oder wolltest du noch ein Kind verlieren?«

»Natürlich nicht«, entgegnete Margarete unwirsch. »Wie

kannst du überhaupt so etwas fragen? Welche Mutter wünscht sich schon, dass ihr Kind stirbt? Dennoch können wir hier niemanden aufnehmen. Schon gar nicht eine ganze Familie.« Sie blickte auf das Telegramm und schüttelte den Kopf, als könnte sie nach wie vor nicht glauben, was dort geschrieben stand. »Was bildet sich der Junge überhaupt ein? Kommt mit Frau und Kind zurück.«

Nachdem auch ein weiterer Versuch, die schwache Glut zum Brennen zu bringen, gescheitert war, schloss Heinrich die Ofenklappe und erhob sich. »Er wird sich verliebt haben.«

»In eine Ausländerin?«

»Grete, er war in Norwegen stationiert. Dort wird es nicht so viele deutsche Frauen gegeben haben.«

»Aber wie kann er sie denn gleich heiraten? Und dann noch ein Kind?«

»Wäre es dir lieber gewesen, er hätte nicht zu seiner Verantwortung gestanden und Frau und Kind im Stich gelassen?« Heinrichs Brauen wanderten in die Höhe, als könnte er nicht glauben, dass er seiner Frau diese Frage stellen musste.

»Wenn ich ehrlich bin, ja.« Margarete hob die Hand, als sie sah, dass ihr Mann zu einer Erwiderung ansetzte. »Bevor du etwas sagst, möchte ich deinem Gedächtnis ein wenig auf die Sprünge helfen. Wir haben unsere Tochter durch einen ausländischen Bombenangriff verloren. Ebenso unsere Nichte und deren Kinder. Darüber hinaus hat ein ausländischer Bombenangriff unsere Wohnung zerstört. Und sag jetzt bitte nicht, wir hätten den Krieg angefangen. Ich kann mich nicht erinnern, dass in der Nähe unserer Wohnung irgendwelche Militäreinrichtungen gelegen hätten. Genauso wenig wie im Umkreis von Irmgards Wohnung. Dennoch sind dort Bomben abgeworfen worden.«

»Aber wohl kaum von unserer Schwiegertochter«, entgegnete Heinrich und ging zu einer an der Wand stehenden Pritsche, wo er sich schwerfällig, als würden ihm seine Knochen nur widerwillig gehorchen, niederließ. »Und jetzt lass gut sein, Grete. Unser Sohn kommt gesund aus dem Krieg zurück. Denk an Hans und Gertrud. Was glaubst du, was die dafür geben würden, wenn sie ihren Rudi zurückbekämen?«

»Das mag ja stimmen.« Margarete sah sich in dem kleinen Raum um, in dem sie mit ihrem Mann und ihrer erwachsenen Tochter seit einigen Wochen lebte. »Aber hier ist einfach nicht genug Platz für fünf Erwachsene und ein Kind.« Ihr Blick wanderte zu ihrem Mann. »Und wo sollen sie schlafen?« In ihrer Stimme schwang leiser Triumph mit, als wüsste sie, dass sie endlich ein nicht widerlegbares Argument vorgebracht hatte.

»Das wird sich finden, Grete. Jetzt lass den Jungen doch erst mal nach Hause kommen.« Müde lehnte Heinrich sich zurück. Wenn er gehofft hatte, dadurch die Diskussion mit seiner Frau beenden zu können, so hatte er sich getäuscht.

Margarete Reimers hatte die vergangenen zwei Jahre beinahe stoisch über sich ergehen lassen. Nachdem sie die Nachricht vom Tod einer ihrer beiden Zwillingstöchter erhalten hatte, war sie in eine Art Schockstarre verfallen, die sich nach dem Verlust ihrer Wohnung weiter verstärkt hatte. Es war, als wären alle ihre Gefühle eingefroren worden. Weder ihrem Mann noch ihrer überlebenden Tochter Erika war es gelungen, diese Eisschicht zum Schmelzen zu bringen. Das Kriegsende hatte sie nur mit einem müden Schulterzucken zur Kenntnis genommen, um gleich darauf mit der Organisation ihres Alltags fortzufahren. Selbst die Nachricht, dass sie aus den Zimmern, die ihnen vom Wohnungsamt zugewiesen worden waren, ausziehen muss-

ten, weil die britischen Besatzer das gesamte Haus für sich beanspruchten, hatte sie ohne einen Gefühlsausbruch entgegengenommen. Sie hatte nur genickt und sich ans Packen gemacht. Das Einzige, was ihr in den vergangenen Monaten ein Lächeln aufs Gesicht gezaubert hatte, war Georgs kurzer Brief aus der Gefangenschaft, in dem er ihnen mitgeteilt hatte, dass er am Leben und bei guter Gesundheit wäre. Doch dieses Lächeln war so schnell verfliegen, wie es gekommen war. Dann waren ihre Gefühle wieder in den Eispalast zurückgekehrt. Erst Georgs Telegramm mit der Nachricht, dass er nicht allein heimkehrte, hatte es geschafft, diesen Palast zum Schmelzen zu bringen.

»Zu Hause«, zischte sie. »Das hier nennst du zu Hause?« Sie schwenkte ihren Arm durch die Luft, als würde sie den Raum, in dem sie sich befanden, einem Kaufinteressenten anpreisen.

»Na ja. Eine Luxusherberge ist es nicht gerade. Aber wir haben immerhin ein Dach über dem Kopf.«

»Ein Dach über dem Kopf«, entgegnete Margarete höhnisch. »Das ist aber auch das einzig Gute, was man über diesen Stall hier sagen kann.«

»Wir sind ausgebombt worden, Grete, wie halb Hamburg auch. Wir können froh sein, dass wir nicht auf der Straße leben müssen.«

»Wir hatten eine gute Unterkunft, Heinrich.« Ein erneuter Blick durch den Raum ließ Margarete angewidert die Nase rümpfen. »Jedenfalls hatten wir richtige Möbel, einen vernünftigen Ofen und ein richtiges Badezimmer, das wir benutzen konnten. Und hier? Ein Wasserhahn für acht Familien. Vom Rest will ich mal lieber schweigen. Und wer ist dafür verantwortlich? Ausländer. Und jetzt verlangst du, dass ich mit einer von denen zusammenwohne. Womög-